

#refujournalists: Wie geht es weiter?

Nach der ersten Phase des Medienprojekts #refujournalists beginnt nun die zweite: Der Schwerpunkt verschiebt sich von gedruckten Artikeln zu digitalen Publikationen. Damit tritt es noch direkter in Kontakt mit den Lesern, wie Christopher Eggenberger erklärt. Der Buchser begleitet das Projekt seit der ersten Stunde und geht mit ihm in die digitale Zukunft.

mit Christopher Eggenberger sprach Silja Lippuner

Vor rund drei Jahren ist die erste Zeitungsside des Medienprojekts #refujournalists erschienen. Das Echo war positiv, der Stein kam ins Rollen. Die Idee ist relativ einfach: In der jeweiligen Region wohnhafte Flüchtlinge produzieren gemeinsam mit einem Zeitungscoach vierteljährlich eine Seite mit Texten zu einem selbst gewählten Thema. Vier Mediengruppen schrieben seither regelmässig Artikel für die Regionalzeitungen «Sarganserländer», «Der Rheintaler», «Werdenberger & Obertoggenburger» und «Lichtensteiner Vaterland». Das Projekt wurde von der Fachstelle Integration St.Galler Rheintal (Chantale Beusch) sowie der Migrations- und Integrationsstiftung Mintegra (Jakob Gähwiler) angestossen. Nun geht es in eine neue Phase. Einer, der es seit den ersten Schritten begleitet, ist der Buchser Christopher Eggenberger.

Christopher Eggenberger, was ist Ihre Funktion bei den refujournalists?

CHRISTOPHER EGGENBERGER: Ich coache die Teilnehmenden der Gruppen Werdenberger und Rheintal. Das heisst, ich unterstütze sie bei der Themenfindung und helfe ihnen dabei, die Texte auszuarbeiten. Viele Teilnehmende schreiben in ihrer Muttersprache, sodass die Texte erst übersetzt werden müssen. Anschliessend kümmerge ich mich um die Überarbeitung der deutschen Fassung. Ausserdem koordiniere ich unsere Redaktionssitzungen, an denen wir bevorstehende Zeitungssiten planen und entsprechend die Arbeitsaufträge verteilen. Daneben betreue ich die Webseite www.refujournalists.ch.

Wie und wann hat Ihr Engagement begonnen?

Chantale Beusch, die die Idee zum Projekt hatte, fragte mich an. Das war Anfang 2017. Wir kannten uns von einem anderen Medienprojekt, welches Chantale einige Jahre zuvor durchgeführt hatte. Auch bei diesem Projekt ging es darum, eine Brücke zwischen Medien und Migration zu schaffen.

Warum haben Sie Ja gesagt?

Ich musste eigentlich nicht lange überlegen. Ich fand, dass das Projekt aus journalistischer Sicht sehr viel Potenzial birgt: allein schon die Herangehensweise, nicht «über» Flüchtlinge zu berichten, sondern sie selbst zu Wort kommen zu lassen. Als Journalisten versuchen wir immer, Themen weiterzudrehen, sie aus einer neuen Perspektive zu beleuchten und gerne auch originell zu sein. All das ist für mich professioneller Ansporn. Auch auf der menschlichen Ebene zog mich das Projekt an. Ich bin gerne bei den Ausenseitern. Die sind interessant.

Was ist es, das Sie an ihnen interessiert?

Das ist gar nicht so leicht zu sagen. Ich glaube halt, dass Ausenseiter sich das Ausenseiterssein meistens nicht aussuchen, sondern dazu gemacht werden. Etwa, weil sie Dinge anders machen, als es die Norm vorsieht. Das finde ich interessant.

Mit wie vielen Teams haben Sie gearbeitet? Mit wie vielen verschiedenen Nationalitäten kamen Sie in Berührung?



Ist es sich gewohnt, verschiedene Welten unter einen Hut zu bekommen: Journalist Christopher Eggenberger (Buchser). Bild Silja Lippuner

Anfangen haben wir in der Region Rheintal im Einzugsgebiet des «Rheintalers». Ein paar Monate später kam die Mediengruppe Werdenberg hinzu. Die bisherigen Teilnehmenden kamen aus Syrien, Afghanistan, Sri Lanka, Bangladesch, Iran, Irak, Eritrea, Somalia, der Türkei und dem Jemen. Hoffentlich habe ich kein Land vergessen.

War diese Art multikulturelle Zusammenarbeit neu für Sie?

Mein Vater ist Schweizer, meine Mutter stammt von den Philippinen. Deshalb bin ich es von klein auf gewohnt, zwei sehr verschiedene Welten unter einen Hut zu bekommen. Zwar ist das kein Vergleich zur kulturellen Vielfalt, die unter den Projektteilnehmern herrscht. Aber ich hatte trotzdem keine Bedenken, dass die Zusammenarbeit in einem multikulturellen Team scheitern könnte. Ja, es war eine neue Art, zu arbeiten, aber ich finde, wenn man sich zuallererst als Mensch begegnet, sind die kulturellen Unterschiede nicht massgeblich.

Wie haben sich Ihre Teams entwickelt?

Über das Projekt #refujournalists

#refujournalists ist ein Medienprojekt, bei dem geflüchtete Menschen Beiträge für ihre Lokalzeitung schreiben. So wird nicht nur über sie, sondern durch sie selbst berichtet. Ziel ist es, den Menschen aus Somalia, Syrien oder dem Irak eine Stimme in den Medien zu geben. Zudem erhalten Zeitungsleser einen anderen Blick auf das aktuelle Thema Flucht. Das Projekt wurde von der Fachstelle Integration St. Galler Rheintal sowie der Stiftung Mintegra angestossen. Beide Fach-

stellen zeichnen für den Inhalt verantwortlich. Mittlerweile schreiben vier Teams von «refugee-journalists» im Sarganserland, Rheintal, Fürstentum Liechtenstein und Werdenberg über Themen rund um Flucht und Integration. Der erste Beitrag im «Sarganserländer» ist am 3. Juni 2019 erschienen. Insgesamt waren vier Zeitungsseiten geplant. Die heutigen Beiträge sind die (vorläufig) letzten. Seit diesem Frühling wird der Online-Auftritt des Projekts ausgebaut, werden die Beiträge der Mediengruppen auch

online publiziert. In Zukunft wird dies den Schwerpunkt der refujournalists bilden. Es werden weiterhin fortlaufend interessierte Autorinnen und Autoren gesucht. Wer sich mit dem Inhalt des Projektes identifizieren kann oder jemand Entsprechendes kennt, wird gebeten, sich bei der Stiftung Mintegra zu melden. Kontaktperson ist Jakob Gähwiler, E-Mail: jakob.gaehwiler@mintegra.ch, Telefon 081 756 6103. Alternativ besteht auch unter www.refujournalists.ch die Möglichkeit, Kontakt aufzunehmen. (pd)

merkt, dass #refujournalists nicht das Richtige für sie ist. Besonders in Erinnerung ist mir Tilak Kodagoda geblieben, ein regimiekritischer Journalist aus Sri Lanka. Tilaks Wunsch ist es schon seit Langem, in seinem Heimatland mehr Demokratie und Föderalismus durchzusetzen. Im Hinblick auf die Präsidentschaftswahlen im November 2019 nahm er das Risiko in Kauf und kehrte nach Sri Lanka zurück.

Was hat Sie im Zusammenhang mit den refujournalists am meisten gefreut?

Es ist nicht selbstverständlich, dass es das Projekt heute noch gibt. Das hat einerseits natürlich mit der Unterstützung zu tun, die wir von verschiedenen Stellen erhalten. Doch auf keinen Fall ginge es ohne unsere Teilnehmenden. Diese haben uns von Anfang an unterstützen lassen, dass sie etwas sagen wollen, etwas mitzuteilen haben. Und das ist bis heute so geblieben. Die Geschichten gehen uns so schnell nicht aus.

Was hat Sie am meisten berührt?

Am meisten berührt haben mich immer die persönlichen Geschichten der Teilnehmenden. Die meisten von ihnen reden offen darüber, was sie in ihrem Heimatland und auf der Flucht erlebt haben. Es ist ein himmelweiter Unterschied, ob man in den Nachrichten sieht, was auf der Welt geschieht oder ob dir jemand gegenüber sitzt, der aus persönlicher Erfahrung berichtet, der all das am eigenen Leib erlebt hat. Was mich oft auch emotional beschäftigt, sind die Probleme, die Flüchtlinge hierzulande haben. Begonnen bei rassistischen Anfeindungen von Busfahrern oder potenziellen Arbeitgebern bis hin zur Geduldprobe jahrelanger Asylverfahren.

«Wir setzen auf mehr Aktualität. Eben erschien der Text eines Autors, der Helfer im Flüchtlingslager Moria war.»

Was waren Schwierigkeiten?

Die grösste Schwierigkeit war und ist sicher die Sprachbarriere. Wir können uns untereinander zwar gut über Alltägliches unterhalten, doch es ist schwer, abstrakte Konzepte zu vermitteln. Wie funktioniert Journalismus? Worauf kommt es beim Schreiben an? Was macht ein gutes Thema aus? Solche Fragen sind schon einem Muttersprachler schwer zu erklären. Das frustet mich jetzt noch regelmässig, wenn ich nicht auf Anhiieb überbringen kann, worum es geht. Ich werde es einfach nochmals versuchen und danach nochmals.

Wie war die Zusammenarbeit mit den Lokalzeitungen?

Die Frage würde ich gerne weitergeben. Die Zeitungsbranche spürt finanziellen Druck, das ist auch bei uns angekommen. Die Zusammenarbeit bei den einzelnen Seiten verlief aber immer reibungslos und wohlwollend. Es war schade finde ich, dass die Redaktionen kaum je einen Themenwunsch angebracht haben. Zwar übernehmen sie unsere Geschichten, aber wir hätten auch die Möglichkeit gehabt, redaktionelle Ideen umzusetzen.

Gab es Rückmeldungen von Lesern und Leserinnen?

Eine aktuelle Geschichte einer Frau aus Aserbaidschan hat sehr viele Kommentare generiert. Menschen, die die Autorin kennen, haben sich ebenso geäussert wie auch Personen, die ihre Kinder aus der Schule oder aus dem Dorf kennen. Das zeigt, wie gut diese Familie in der Schweiz angekommen ist. Abgesehen davon wären aber mehr Rückmeldungen erwünscht.

Warum wechseln Sie jetzt auf den Schwerpunkt online?

Wir erhoffen uns mehrere Dinge: #refujournalists soll direkter in Kontakt mit den Lesern treten und so besser den Puls des Publikums spüren. Wir können einen höheren Publikationsrhythmus einschlagen und sind bei der Themenwahl offener. Ausserdem bietet das Internet uns die Möglichkeit, die vorwiegend persönlich gefärbten Geschichten der Teilnehmenden mit mehr Kontext auszustatten. Im einfachsten Fall kann dies ein Link zum Radiobeitrag über den Konflikt zwischen Armenien und Aserbaidschan sein. In der Zeitung können wir das nicht. Dennoch werden auch dort, in unregelmässigen Abständen, weitere Geschichten erscheinen.

Die Website gab es ja schon. Was ist neu?

Seit dem 1. April veröffentlichen wir im Zweiwochenrhythmus neue Beiträge. Wir setzen auf Regelmässigkeit und mehr Aktualität. Soeben erschien ein Text von Ralf Eggenberger, der als Helfer im Flüchtlingslager Moria auf Lesbos war. Ausserdem hat die Website ein dringend benötigtes Neues Design erhalten, sind sämtliche bisher erschienenen Zeitungsseiten zum Nachlesen vorhanden und werden demnächst Porträts der Teilnehmenden zu lesen sein.

Welche Contents sind weiter geplant?

Vorgeesehen ist ein grösserer Mix aus kurzen und langen Textformen. So sollen auch mal einfacher «verdauliche» Stoffe erscheinen, wie etwa eine Sprichwortsammlung oder Buchvorstellungen, ebenso wie noch längere, ausführlichere Texte, um uns als Anlaufstelle für gewisse Themen zu positionieren. Zudem sollen Gastautoren aus themenverwandten Gebieten bei uns eine Plattform bekommen.

bleiben die Autorinnen und Autoren dem Projekt treu?

Die Bedürfnisse der Autoren stehen an erster Stelle. Wenn also jemand zum Beispiel eine Arbeit findet und deshalb keine Zeit mehr zum Schreiben hat, ist das völlig in Ordnung. Mit den meisten ehemaligen Mitgliedern stehen wir weiterhin in Kontakt und wenn wir mal etwas von ihnen brauchen, können wir sie einfach fragen. Andere Teilnehmer schreiben weiterhin regelmässig für uns. Es ist auch sehr schön, zu sehen, dass das Projekt bekannter geworden ist und sich hin und wieder neue Autoren bei uns melden.

#refujournalists ist ein Pionierprojekt. Wenn Sie nochmals ganz von vorn anfangen würden: Würden Sie etwas anders machen?

Ich würde höchstens früher akzeptieren, dass manche Dinge langsamer vorangehen, als ich es gerne hätte. Ansonsten finde ich, ist jedes Problem zum Lösen da und wenn etwas schief läuft, so ist es wenigstens eine Lernerfahrung.

«Jeder Mensch ist wie ein Puzzleteil»

Wenn Flüchtlinge in ihrem Gastland ankommen, sind sie auf Menschen angewiesen, die ihnen dabei helfen, sich in ihrem neuen Alltag zurechtzufinden. Menschen wie Amalia Alkonga Papritz. Die gebürtige Philippina lebt seit 24 Jahren in Sargans und engagiert sich für Asylsuchende im Sarganserland. Die Erfahrung vom Ankommen in einem fremden Land verbindet sie mit ihnen.

mit Amalia Alkonga Papritz sprachen Hozan Salashor und Silja Lippuner

Amalia Alkonga Papritz betreibt im Auftrag der politischen Gemeinde Sargans (Sozialamt) Flüchtlinge und hilft ihnen, im fremden Land anzukommen. Ausserdem ist sie bei der katholischen Kirche Sargans für das Thema Integration zuständig und organisiert dort einen internationalen Mittagstisch mit Kindertreff. Sie ist jeweils auch beim Fest der Kulturen im OK engagiert. Die engagierte und warmherzige Frau aus den Philippinen lebt mit ihrem Mann und ihren vier Kindern im Alter zwischen 17 und 24 Jahren in Sargans. Für manche Asylsuchenden ist sie wie eine Schwester, für manche wie eine Mama. Eine Mama, die Hand bietet, um in der Schweiz Fuss zu fassen. Ein Prozess, der Zeit braucht, um nachhaltig zu sein. «Ich bringe den Leuten keine Fische, ich lehre sie zu fischen», sagt Amalia Alkonga Papritz. Ihr Ziel ist es, Brücken zu bauen. «Brücken der Hoffnung», wie sie es nennt.

Amalia Alkonga Papritz, wie genau engagieren Sie sich für Flüchtlinge?

AMALIA ALKONGA PAPRITZ: Ich helfe ihnen in verschiedenen Belangen rund um den Alltag. Einerseits gebe ich praktische Tipps und zeige ihnen, wie das Leben hier funktioniert, andererseits suche ich nach Beschäftigungen und Gelegenheiten, mit der Schweizer Bevölkerung in Kontakt zu kommen.

Wer ist Ihr Auftraggeber?

Ich engagiere mich im Umfeld der katholischen Kirche sowie auch privat. Seit 2015 betreue, berate und begleite ich für das Sozialamt der Gemeinde Sargans Menschen, die hier Asyl suchen.

Wer sind Ihre «Schützlinge»?

Momentan sind es 27 Männer, Frauen und Kinder. Sie kommen aus Eritrea, Sri Lanka, Tibet, Kolumbien und Afghanistan. Am Anfang waren es vor allem einzelne Männer, jetzt sind es auch ganze Familien. Das macht die Arbeit für mich komplexer. Es kommen neue innerfamiliäre Inhalte dazu, zum Beispiel Eheprobleme oder Erziehungsfragen. Themen, zu denen ich persönlich vielleicht weniger Distanz habe, die mich berühren.

Wie ist das Verhältnis der Asylsuchenden zu Ihnen?

Die Eritreer sind noch sehr jung, da bin ich manchmal fast wie eine Mutter, während ich bei der Familie aus Kolumbien eher die Rolle einer Schwester einnehme. Anfangs war ich etwas verunsichert, als ich nach meiner Kultur nahen tibetischen und sri-lankischen plötzlich auch afrikanische Menschen begleiten sollte. Würde ich mich als Frau anders behaupten müssen? Würden sie mich respektieren? Die Sorgen waren unbegründet. Eine «Mutter» genießt in der Regel grossen Respekt (lächelt).

Wie helfen Sie ihnen konkret im Alltag?

Ein Vertreter vom Sozialamt und ich besuchen die Asylsuchenden drei Mal in der Woche. Wir achten auf ihre Lebensqualität, geben Tipps zur Haushaltsführung und wo man günstig einkaufen kann. Wir zeigen konkrete Abläufe, etwa wie wir hier den Abfall trennen, und manchmal beraten wir auch bei persönlichen Problemen. Parallel bringen ihnen zwei Frauen erste



Eine aufmerksame Zuhörerin: Amalia Alkonga Papritz in einer Interview-Pause mit «refujournalist» Hozan Salashor.

Deutschkenntnisse bei. Das Ziel ist, eine nachhaltige Strategie zu finden, sodass die Asylsuchenden auf eigenen Beinen stehen, eine gute Ausbildung machen, eine Arbeit finden, eine Familie gründen könnten, und nicht mehr zurück zum Sozialamt müssen.

Sie sagen, Sie möchten Brücken der Hoffnung bauen. Ist schon jemand am anderen Ende angekommen?

(Lächelt) Wir sind unterwegs. Richtige Betreuung braucht Zeit. Da ist einerseits die Sprachbarriere. Andererseits lernen die Asylsuchenden eine ihnen fremde Kultur kennen, das braucht viel Zeit zum Erklären und Verarbeiten.

«Wenn man in ein fremdes Land einwandert, ist es wichtig, den ersten Schritt auf die Bevölkerung zuzugehen.»

Sie waren früher bei «Tischlein deck dich» engagiert, organisierten einen Mittagstisch für Familien und helfen beim Fest der Kulturen mit. Ihr Engagement ist gross. Was möchten Sie erreichen?

Ich möchte meine Erfahrung mit Integration teilen. Obwohl ich selber keine Fluchtgeschichte habe, kenne ich die Situation, in einem fremden Land anzukommen, aus eigenem Erleben. Ich habe das auch durchgemacht. Ich habe es geschafft, auch da kann es schaffen. Eine meiner Erfahrungen ist zum Beispiel: Es ist wichtig, den ersten Schritt zu machen, das Gespräch mit der Bevölkerung zu suchen. Ein Teil meiner Aufgabe ist auch, Vorurteile abzubauen. So ärgern sich zum Beispiel viele darüber, dass «alle Asylsuchenden ein Handy haben». «Woher haben die das Geld?», fragen sie. Ich erkläre ihnen, dass das Handy oft die einzige Verbindung zur Familie ist, zum Leben, das sie zurückgelassen haben. Und dass man, wenn man vom Heimweg geplagt ist, lieber ein paar Mal das Es-

sen auslässt, um das Geld für das Handy-Abo zu sparen. Auch umgekehrt braucht es Aufklärung: Zum Beispiel vermittele ich den Asylsuchenden, dass jede Arbeit einen Wert hat, auch Abfall sammeln und putzen. Je nach Kultur gelten diese Arbeiten als niedrige Tätigkeiten. Zu meinen Grundprinzipien gehört aber, dass die Leute ihren Wert erleben.

Ich kenne weitere Frauen aus den Philippinen, die ähnlich engagiert sind wie Sie. Ist das vielleicht eine kulturelle Eigenschaft, dass Philippinas sich so stark für die Gesellschaft einsetzen?

Hm, gute Frage. Das kann durchaus sein. Zuhause auf den Philippinen machen wir Vieles zusammen. Wir kochen zum Beispiel immer gemeinsam, aber nicht, weil die andere es nicht kann, sondern weil es zusammen einfach mehr Freude macht. Einander helfen, schafft Zusammengehörigkeit. In meinem Engagement für Flüchtlinge kann ich meine eigenen Erfahrungen teilen. Ich bin wie sie in ein fremdes Land gekommen, bin an einem ähnlichen Punkt gestanden. Ich möchte den Asylsuchenden, die hierherkommen, eine Brücke bauen, eine Brücke der Hoffnung. Und eben Regenbogen. Ich möchte ihnen dabei helfen, zu glauben, dass ihr neues Leben gelingen kann. Ich bin überzeugt: Die Menschen sind in der Lage, sich selber zu helfen. Doch häufig darf man sie daran erinnern.

Erleben viele einen Kulturschock, wenn sie hierherkommen? Welches sind die häufigsten Schwierigkeiten, vor denen die Flüchtlinge stehen?

Die meisten von ihnen wollten nicht unbedingt in die Schweiz kommen. Man hat ihnen einfach gesagt, es gäbe Arbeit in Europa. Sie wussten schlichtweg nicht, wo sie landen würden. Jetzt sind sie hier und müssen feststellen: Sie sind in einem ihnen unbekanntem Land und werden ohne Sprache kaum eine Arbeit finden. Sprache und Arbeit sind die Schlüsse.

Wie ist es Ihnen ergangen? Hatten Sie einen Kulturschock, als Sie in die Schweiz eingewandert sind?

Wie gesagt, ich habe mich bemüht, immer den ersten Schritt zu machen und die Sprache rasch zu lernen. Ich habe umgehend in der Migros Klubschule Kurse besucht. In diesem Umfeld lerne ich dann andere Frauen in ähnlicher Situation kennen und bekam dadurch Anschluss an eine Gruppe. Darüber hinaus habe ich mich immer darum bemüht, das Gespräch zu suchen, Kontakte zu knüpfen, beim Einkaufen, beim Spazieren. Und entgegen den Vorurteilen habe ich die Leute auch auf dem Land als eher offen erlebt. Natürlich gab es auch Zwischenfälle. Wie der Vorfall, als ich in einer Metzgerei auf Hochdeutsch sechs – ausgesprochen: «sex» – Pouletstücke bestellte und ein älterer Mann meine Bestellung mit anzügli-



Bilder Silja Lippuner

Nein. Ich bin schon früher mit kultureller Diversität in Kontakt gekommen. In unserem Bistum auf den Philippinen arbeiteten wir unter anderem mit Amerikanern und Europäern zusammen.

Wie lange leben Sie schon in der Schweiz?

Seit 24 Jahren. Ich habe meinen Schweizer Mann auf den Philippinen kennengelernt – er hatte beruflich bei uns zu tun – und bin später mit ihm in die Schweiz gekommen. Er ist Berner und zunächst haben wir uns im Bernbiet niedergelassen. Eines meiner ersten Schweizerdeutschen Wörter war daher «Grüessech». Später sind wir nach Mels und schliesslich nach Sargans gezogen, wo wir heute zusammen mit unseren vier Kindern leben.

«Von Flüchtlingen wird oft erwartet, sie sollten sich anpassen, während sie sich mit existenziellen Fragen auseinandersetzen.»

Was haben Sie erlebt, als Sie hier angekommen sind? Ist es Ihnen leichtgefallen, Anschluss zu finden?

Wie gesagt, ich habe mich bemüht, immer den ersten Schritt zu machen und die Sprache rasch zu lernen. Ich habe umgehend in der Migros Klubschule Kurse besucht. In diesem Umfeld lerne ich dann andere Frauen in ähnlicher Situation kennen und bekam dadurch Anschluss an eine Gruppe. Darüber hinaus habe ich mich immer darum bemüht, das Gespräch zu suchen, Kontakte zu knüpfen, beim Einkaufen, beim Spazieren. Und entgegen den Vorurteilen habe ich die Leute auch auf dem Land als eher offen erlebt. Natürlich gab es auch Zwischenfälle. Wie der Vorfall, als ich in einer Metzgerei auf Hochdeutsch sechs – ausgesprochen: «sex» – Pouletstücke bestellte und ein älterer Mann meine Bestellung mit anzügli-

chen Blicken quittierte. Es dauerte einen Augenblick, bis ich begriff: Seine Reaktion hatte mit dem Vorurteil gegenüber philippinischen Frauen zu tun. Ich ging nie wieder in diese Metzgerei. Von da an habe ich stets darauf geachtet, dass ich niemanden an dieses Vorurteil erinnere, es ist durch mein Erscheinungsbild oder durch mein Verhalten.

Thema soziale Interaktionen: Wie kommen Flüchtlinge mit Einheimischen in Kontakt?

Ich sage immer: Wir sind aus eigener Entscheidung hierhergekommen, wir sollten den ersten Schritt machen und auf die Bevölkerung zugehen. Darüber hinaus bieten wir Schnittstellen an wie das Fest der Kulturen, das Café International, den Mittagstisch. Auch Einsätze wie das Aufstellen der Stände am Wochenmarkt, das Abfall sammeln, das Aufräumen nach der Fasnacht schaffen Kontaktmöglichkeiten.

Was sind die Schwierigkeiten der Integration? Gründe, warum die Integration schwerfallen kann?

Ich denke, die Herausforderungen und Schwierigkeiten der Integration beginnen mit der Tatsache, dass Flüchtlinge und die lokale Bevölkerung ihres Gastlandes nicht dasselbe Verständnis von Integration haben. Von Flüchtlingen wird oft erwartet, sie sollten sich anpassen, während sie sich mit existenziellen Fragen auseinandersetzen. Jeder Mensch ist wie ein Puzzleteil. Wenn er sich mit den anderen Teilen verbindet, schaffen sie zusammen ein Bild. Dieses Bild ist die Gemeinschaft. Der Einzelne braucht sich dazu nicht zu verbiegen. Wenn man in ein fremdes Land einwandert, ist es wichtig, den ersten Schritt auf die Bevölkerung zuzugehen. Ich persönlich habe immer eher den Kontakt zu den Einheimischen gesucht als zu meinem eigenen Kulturkreis. Das heisst aber nicht, dass wir uns im Innern verändern sollen. Ich ermutige die Asylsuchenden, ihre Identität zu wahren, ihren Glauben zu pflegen. Das was sie als Menschen ausmacht und prägt. Und zugleich den Schritt auf ihr Gastland zuzumachen. Integration ist ein langer Prozess. Ihn abschliessen zu können, ist selber eine der grossen Herausforderungen.